

I. Zwischenbilanz

Für unsere Fragestellungen wird eine Vorüberlegung zentral: Warum interessierten sich Theolog*innen überhaupt für „christliche Literatur“? Welche Motivationen und Interessen lassen sich aus heutiger Sicht erkennen? Aufschlussreich, dass die zeitgenössischen literarischen Zeugen, die bis in die 1950er Jahre hinein theologisch aufgerufen wurden, fast ausnahmslos Autor*innen des „renouveau catholique“ waren, also jener internationalen Bewegung, die sich bewusst einer katholischen Weltsicht und Ästhetik verschrieb. Schon die Bezeichnung „re-nouveau“ verdeutlicht das hier explizit konservative Moment. Bei aller erneut notwendigen Binnendifferenzierung (vgl. *Kühlmann/Luckscheiter* 2008) im Blick auf sehr unterschiedliche Biographien, Stile, Intentionen und Werke: Diese Bewegung verweigerte sich bewusst der Moderne. Als Reaktion auf deren Krisen und Erschütterungen wurde die Rückkehr zu den Weltbildern einer geschlossenen Wirklichkeitssicht propagiert: religiös, christlich, konfessionell, ästhetisch.

Wie also ging man bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts theologisch mit Dichtung um? Im Rückblick lassen sich einige Grundlinien erkennen:

1. Theologische Literaturdeutung konzentrierte sich fast ausschließlich auf den vertrauten Bereich der christlichen Literatur, die weder formal noch inhaltlich als herausfordernder Partner fungierte, sondern eher als Raum ideologischer Selbstbestätigung und ästhetischer Bereicherung.
2. In Form und Inhalt blieb diese Dichtung der Welt der Vormoderne verpflichtet, dem Festhalten an einem geschlossenen christlichen Weltbild vor aller Säkularisierung. Dazu zählt die Verweigerung der Aufnahme zeitgenössischer Entwicklungen und Erschütterungen.
3. Im Zentrum stand weniger das literarische Werk als die stilisiert-idealisierte Person des ‚christlichen Dichters‘ oder des ‚Geistes‘, der sein Werk prägt. Philologisch-analytische Textdeutungen blieben die Ausnahme.

Drei große Entwürfe des 20. Jahrhunderts sprengen diese Festlegungen auf. Ausgehend von ihnen lässt sich die Entwicklung hin zu einem eigenständigen theologisch-literarischen Forschungsfeld aufzeigen.

Dichter als ‚Propheten‘ unserer Zeit: ROMANO GUARDINI

Romano Guardini (1885–1968) hatte immer schon die Berufung zum Theologen mit der Neigung zu Literatur, den Künsten und der Philosophie verbunden. Neben kleineren Arbeiten etwa über Dante, Goethe, Shakespeare, Raabe oder Mörrike entstehen im Laufe der Jahre drei große Monographien über prägende Dichter und ihr Werk: über Dostojewski (1932), Hölderlin (1939) und schließlich über Rilke (1953).

Warum aber wendet sich Guardini der Literatur zu? Was fasziniert ihn gerade an den von ihm intensiv gelesenen und gedeuteten Autoren? Für ihn, den bestens mit den großen philosophischen Entwürfen vertrauten Theologen, stand fest: Das „Wort der Dichtung“ macht „das Ding, das Erlebnis, das Schicksal dichter und klarer zugleich“ (Guardini 1953, 421). Konkreter: Gerade im Gedicht richte sich „ein Blick von besonderer Art auf das Dasein“, „tiefer dringend als der Blick des Alltags, und lebendiger als der des Philosophen“. Unverkennbar, dass „die Worte, in denen sich das Geschaute offenbart, größere Kraft haben, als jene des Umgangs, und ursprünglicher sind, als die Sprache des Intellektuellen“ (Guardini 1992, 154).

Zwei Motivbündel sind es vor allem, die Guardinis Hinwendung zur Literatur beleuchten. In seiner epochalen Schrift „Das Ende der Neuzeit“ (1950) formulierte er seine grundlegende Kritik am rationalistisch-technologischen Zweckdenken der Moderne, die nicht zufällig in die Katastrophen der Weltkriege und der Nazidiktatur hineingesteuert sei. Guardini ging es in seinem gesamten Schaffen zentral darum, in diese Zeitströmung hinein die geistig-geistliche Kraft des Christentums zu setzen. Der Verweis auf die großen dichterisch-religiösen Geister der Geschichte hilft ihm zur Ausgestaltung eines Gegenprofils.

Dabei kommt es Guardini nicht primär darauf an, explizit christliche Zeugnisse vorzulegen. Die von ihm aufgerufenen Schriftsteller – tatsächlich ausschließlich Männer! – verbindet er vielmehr in der Kategorie der ‚Seher‘, er spürt bei ihnen die Begabung zum visionären Propheten. Das also macht seine Schriftsteller zu religiösen Zeugen: die Fähigkeit, hellstichtiger, tiefer, klarer als andere die Wahrheit zu sehen und zu benennen. So etwa führt er Hölderlin ein: Sein Werk

gehe nicht – wie bei anderen – aus der ästhetischen Energie des Künstlers hervor, die sich durch die „Echtheit des Erlebnisses, die Reinheit des Auges, die Kraft der Formung und der Genauigkeit bestimmt“.

Bei Hölderlin stamme das Besondere vielmehr „aus der Schau und Erschütterung des Sehers“. Der Ursprung seines Schaffens „liegt um eine ganze Ordnung weiter nach innen oder nach oben“, so dass es „im Dienst eines Anrufs“ stehe, dem sich zu entziehen bedeuten würde „einer das individuelle Sein und Wollen überschreitenden Macht zu widerstehen“. In Hölderlins Werk begegne den Lesenden also nicht nur die Stimme eines genialen Menschen, vielmehr werde in der Stimme dieses „Sehers und Rufers“ eine göttliche Stimme hörbar. Guardini charakterisiert den Dichter als Propheten und kann so konsequent folgern: Diese Dichtungen zeichnen sich durch den „Charakter der ‚Offenbarung‘“ aus, selbst wenn er einschränkend hinzufügt: „das Wort in einem allgemeinen Sinn genommen“ (alle: *Guardini* 1939, 11f.).

Was Guardini über Hölderlin explizit ausführt, prägt seine Autorenwahl und Textdeutung grundsätzlich. Bei *Dostojewski* reizt ihn die Möglichkeit, die religiöse Ergriffenheit der herausragenden Figuren in dessen Romanwerk aufzuzeigen. Diese Menschen seien „in besonderer Weise dem Schicksal und den religiösen Mächten ausgesetzt“ (*Guardini* 1932, 11). Die seherische Kraft des Schriftstellers gestaltet die Konstellationen zur Erleuchtung der menschlichen Seele. Sucher interessieren Guardini, verstörte und verstörende Grenzgänger, in sich Gefährdete und zwischen verschiedenen Lebensentwürfen und Erwartungen Zerrissene. Sie sind ihm seelenverwandte Zeugen des von ihm proklamierten ‚Endes der Neuzeit‘. An ihnen, mit ihnen muss sich eine neue Spiritualität, ein neues tragfähiges Weltbild bewähren.

Deshalb auch die Hinwendung zu *Rilke*, dem „vielleicht differenziertesten deutschen Dichter der endenden Neuzeit“ (*Guardini* 1953, 13). Mit keinem anderen Werk hat Guardini so sehr gerungen wie mit dem Rilkes, bei keinem anderen so sehr geschwankt zwischen Faszination und Ablehnung. Dieser sei – wie Hölderlin – „medial veranlagt“ (ebd., 14) gewesen, habe sich ebenso „in der Situation des Sehers“ verstanden, „überzeugt, eine Botschaft auszusprechen, die ihm

1. Theologie und Literatur

aus einem Ursprung heraus ‚diktirt‘ worden sei, der wohl nicht anders als religiös genannt werden“ (ebd., 19) könne. Rilke sah sich – so Guardini – als „Propheten, der Organ ist; der weitergibt, was göttliche Stimme durch ihn spricht, und selbst, als Mensch, seinem eigenen Wort in der Haltung des Hörenden und langsam Eindringenden gegenübersteht“ (ebd., 20). Dass dieses Religiöse ausdrücklich auch solche Formen und Aussagen annehme, die im „Widerspruch zum Christlichen“ (ebd., 21) stehen, gehört zur Provokation dieses Entwurfs.

Auffällig: Romano Guardini kannte zahlreiche Schriftsteller*innen seiner Zeit. Mit vielen war er befreundet, viele lud er zu Lesungen ein, las ihre Werke, tauschte mit ihnen Briefe aus. An keiner Stelle aber hat er Werke der für ihn zeitgenössischen Literatur interpretiert. Eine signifikante, sicherlich bewusst strategische Zurückhaltung! Seine Auseinandersetzung mit Literatur setzte offensichtlich die Vorlage von abgeschlossenen Lebenswerken voraus. Er wollte seine Deutungen nicht von persönlicher Bekanntschaft oder durch freundschaftliche Verpflichtung trüben lassen. Texte und ihre geistigen Welten interessierten Guardini theologisch konzeptionell, nicht Autor*innen als Zeugen der Gegenwart. Wir werden sehen: ein signifikanter Unterschied zu allen aktuellen theologisch-literarischen Zugängen!

Wie sehr Guardini an einer sehr persönlichen Aneignung und spirituellen Deutung von literarischen Entwürfen gelegen ist, wird an dem von ihm gewählten Verfahren deutlich. „Ich war bemüht, in möglichst enge Föhlung mit den Texten selbst zu kommen“ (ebd., 17), schreibt er repräsentativ im Vorwort zum Hölderlin-Buch. Es geht ihm nicht um eine Auseinandersetzung mit Literatur im philologischen Sinne, sondern bewusst um *seine* ganz individuelle Lesart. So kokettiert er fast schon damit, selbst zentrale Werke der literaturwissenschaftlichen Sekundärliteratur bewusst *nicht* gelesen zu haben, nimmt für sich das Recht in Anspruch, diese „Literatur auf jenes Mindestmaß beschränken zu dürfen, das nötig war, um über die Tatsachen unterrichtet zu sein“ (ebd.).

So sympathisch der Grundzug einer möglichst engen und ganz persönlichen Auseinandersetzung mit den Urtexten selbst scheinen mag, diese Entscheidung zieht weitreichende Konsequenzen nach sich. Zunächst in ihrer Bindung an den eigenen Kontext: Der Germa-

nist Wolfgang Frühwald resümiert im Blick auf die Literaturdeutungen Guardinis: Sie seien „stark ihrer Zeit [...] verhaftet und damit (teilweise) unlesbar geworden“ (Frühwald 1999, 115). Mit seinem „existenzphilosophischen Vokabular“ habe Guardini „in Kauf genommen, rasch zu veralten“ (ebd., 117). Dieses Urteil ist seinerseits zu pauschal. Man kann ihm entgegenhalten, dass diese Deutungen nach wie vor durchaus lesenswerte, auch aktualitätsüberdauernde Interpretationen sind. Eindeutig steht freilich fest, dass ihre *wissenschaftliche* Anschlussfähigkeit gering bleibt.

Rückzug in die Geschlossenheit der Vormoderne:

HANS URS VON BALTHASAR

Dieses Schicksal wird auch dem imposanten Gesamtwerk *Hans Urs von Balthasars* (1905–1988) zuteil. Warum wendet sich der Schweizer, von Haus aus Germanist, als Theologe den Dichtern zu? Von Balthasar gibt offen an, dass er „bei den großen katholischen Dichtern mehr originales und groß und in freier Landschaft wachsendes Gedankenleben“ finde „als in der engbrüstigen und bei kleiner Kost genügsamen Theologie“ (Balthasar 1954, 9) seiner Zeit, so im Buch über *Bernanos*. Literatur bietet ihm den Raum zur Entdeckung und Pflege von gedanklicher Freiheit und Größe. Von hier aus wird er den einzigartigen Entwurf einer „theologischen Ästhetik“ vorlegen.

„Gedankenleben“ in der Auseinandersetzung mit der Moderne sucht er, bleibt aber interessanterweise fast ausschließlich dem Bereich der christlichen Literatur verhaftet. Und ganz anders als Guardini bezieht sich von Balthasar neben *Dante*, *Goethe*, *Rilke* oder *Dostojewski* vor allem auf gegenwärtige Literatur seiner Zeit. So entstehen Bände oder Werkdeutungen über *Paul Claudel*, *Charles Péguy*, *Georges Bernanos* oder *Gerard Manley Hopkins*. Als Übersetzer, Herausgeber und Deuter wird er zu einem bis heute zentralen Mittler des *renouveau catholique* in den deutschen Sprachraum hinein.

Aus dem Bereich der deutschen Literatur interessiert ihn ein Autor mehr als jeder andere: *Reinhold Schneider*. Von Balthasar geht zunächst durchaus ähnlich vor wie Guardini: Obwohl mit literaturwissenschaftlichen Methoden bestens vertraut, deutet er Schneiders